

29. Januar 2025, 11 Uhr

Thüringer Landtag, Plenarsaal

Ingeburg Geißler, Zeitzeugin und Holocaust-Überlebende

Rede anlässlich des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus

Ich begrüße den Landtagspräsidenten Dr. König. Ich bedanke mich für die Einladung.

Ich möchte den Ministerpräsidenten Herrn Voigt begrüßen, den Präsidenten des Thüringer Verfassungsgerichtes, Herrn Dr. von der Weiden, Abgeordnete des Thüringer Landtages und alle anderen Gäste.

Wir haben uns heute im Thüringer Landtag zusammengefunden, um an die Opfer der faschistischen Diktatur zu erinnern. 80 Jahre nach der Befreiung des KZ Auschwitz und 80 Jahre nach der Zerschlagung des Hitler-Regimes ist es für mich als Holocaust-Überlebende eine Ehre und große Verantwortung, zu Ihnen zu sprechen.

Es gibt nur noch wenige Zeitzeugen, die in der Lage sind, über die Verfolgung, Inhaftierung und Ermordung von Millionen Menschen – Juden, Sinti und Roma, Widerstandskämpfern, Kriegsgefangenen, Zivilisten, sexuell anders veranlagter Menschen – zu berichten, um gegen das Verbrechen zu kämpfen. Von all diesen Menschen gibt es keine Grabstätten, an denen Überlebende oder Nachfahren trauern können.

Von den Ermordeten bleiben nur die verstreute Asche aus den Krematorien, die Skelette aus den Massengräbern.

Die Ermordeten waren Kinder, Frauen, Männer, Junge und Alte. Es gab kein Erbarmen.

Ich darf an dieser Stelle an ein Zitat von Dr. Richard von Weizsäcker erinnern. Er sagt: „Es geht nicht darum, Vergangenheit zu bewältigen, das kann man gar nicht. Sie lässt sich nicht nachträglich ändern oder ungeschehen machen. Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.“ Soweit Dr. Richard von Weizsäcker.

Daher erinnern, sage ich, erinnern ist nicht genug. Wir müssen besonders junge Menschen ansprechen, sie zu Toleranz, Anstand und Achtung der Menschenrechte erziehen, dass sie keinen Antisemitismus, keinen Rassismus, Hass auf Menschen mit anderen Hautfarben, anderen Religionszugehörigkeiten – dass das nicht zugelassen wird. Das ist auch für mich ein Grund, in Schulen zu gehen, um den Schülern über mein Leben in der Nazizeit zu berichten.

Ich wurde 1932 als Tochter einer christlichen Mutter und eines jüdischen Vaters in Erfurt geboren. Mein Vater absolvierte eine dreijährige Lehre als Landschaftsgestalter, und zwar in der Israelitischen Gartenbauschule Ahlem. Nach Abschluss der Ausbildung ging mein Vater – er ist geboren in Nürnberg, in die schöne Blumenstadt Erfurt – wo er in der jüdischen Gärtnerei Benary eine Anstellung fand. Hier lernte er meine Mutter kennen, die in dieser Gärtnerei als Bürokräft arbeitete.

1933 beschlossen meine Eltern, nach Palästina auszuwandern. Ich selbst habe als Einjährige diese Umstellung nicht vertragen und war nur krank, sodass meine Eltern nach vier Monaten Aufenthalt die Rückkehr nach Deutschland vornahmen. Nach unserem heutigen Wissen unverständlich. Doch sie waren noch sehr jung, 21 und 22 Jahre, und auch sehr unbedarft.

Die Rückkehr erfolgte zu einem Zeitpunkt, als Hitler schon Reichskanzler war und diverse Gesetze gegen die jüdischen Bürger in Kraft traten. Ich habe meinen Eltern nie Vorwürfe gemacht, obwohl vor mir eine schwere Zeit lag.

Immer wenn meine Eltern Arbeit hatten, als sie zurückgekehrt waren, brachten sie mich nach Marbach zu Tante und Onkel meiner Mutti, wo ich zunächst eine unbeschwerte Kindheit hatte.

Als 1938 sich alles änderte, war auch mein Leben anders. Ich wurde zwar 1938 in Marbach eingeschult, aber meine Eltern ließen sich 1938 scheiden mit dem Ziel, dass mein Vater nach China emigriert und wir nachkommen, sobald er dort eine Existenz aufgebaut hat.

Ich hatte nun kein Elternhaus mehr. Meine Mutter verzog nach Magdeburg, wo sie hoffte, in der Anonymität leben und arbeiten zu können, bis die Ausreise nach China möglich sei.

Ich muss noch hinzufügen, dass mein Vater nach der sogenannten Reichskristallnacht in Schutzhaft kam und nach Buchenwald transportiert wurde. Dank seines beim chinesischen Konsulat beantragten Visums nach Shanghai wurde er entlassen mit der Auflage, auf dem schnellsten Weg Deutschland zu verlassen. Mein Papa ist dann ausgereist im Dezember 1938 nach China.

Der zweite Schicksalsschlag traf mich 1941. Meine Tante in Marbach, bei der ich ja nur noch lebte, sagte mir, ich darf die Schule in Marbach nicht mehr besuchen, sondern nur noch eine jüdische Privatschule, und müsste zusätzlich den Namen Sarah tragen, da ich bei Erlass der Nürnberger Gesetze 1935 der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört habe. Dass ich seit 1937 wieder der evangelischen Religionsgemeinschaft angehörte, war dabei unerheblich.

Von diesem Zeitpunkt änderte sich mein Leben in Marbach. Ich hatte keine Freundinnen mehr, keine Kindergeburtstage, ich war allein. Und Sie können mir glauben: Kinder können sehr grausam sein, speziell wenn sie von Erwachsenen dazu ermuntert werden.

Ein Lehrer, der zugleich Ortsgruppenleiter der NSDAP in Marbach war, erklärte im Schulunterricht, dass ich als Jüdin nicht zur Volksgemeinschaft gehöre. Ich sei vogelfrei und man könne mit mir straffrei machen, was man wolle.

Da ich die einzige Jüdin in Marbach war, war ich jetzt der Exot und die Zielscheibe für viele Kinder. Seit dieser Zeit vermied ich es, in Marbach auf die Straße zu gehen, um Schläge und üble Beschimpfungen zu vermeiden.

Doch es sollte noch viel schlimmer kommen. Ab 1943 wurde verfügt, dass ich den Judenstern zu tragen habe. Und es wurde dann der Polizist aufgefordert, in Marbach das zu kontrollieren und regelmäßig zu berichten, dass ich das Tragen des Judensterns auch ordnungsgemäß vornehme.

Zu dieser Zeit war es ja auch schon verboten, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen, Kinos, Spielplätze oder Ähnliches zu besuchen, sodass ich wirklich auf Hof und Garten bei der Tante angewiesen war.

Doch seit ich den Stern tragen musste, war oft die Haustür mit dem Stern – mit Kreide – gekennzeichnet. Es wurde auch schon mal ein Fenster mit Steinen eingeschlagen, und sie wurde beschimpft als „Judenhexe“, weil sie ein Kind, eine Zwölfjährige, die den Stern tragen musste, weil sie diesem Kind ein Heim gab.

Wir alle hofften, dass der Krieg bald zu Ende ist und wir vom Faschismus befreit werden. Doch es sollte noch schlimmer kommen.

Am 30. Januar 1945 stand der Wachtmeister von Marbach vor unserer Tür und teilte uns Folgendes mit:

„Gemäß eines Fernspruchs der Gestapo Weimar ist das Kind Ingeburg Sarah Frank am Mittwoch, dem 31.01.1945, der Gestapo in Erfurt zuzuführen. Wäsche doppelt, Schuhwerk, Verpflegung für vier Tage und Geld in Höhe von 70 Reichsmark. Die polizeiliche Abmeldung hat nach Theresienstadt zu erfolgen.“

Der Wachtmeister sagte uns noch, Theresienstadt ist eine schöne Stadt, nur für Juden, dass ich dort zur Schule gehen könne und einen Beruf erlernen könne. Das Ziel sei eine Umerziehung, was das auch immer heißen sollte.

Tante und ich packten dann ein Kofferchen, und am Morgen holte mich der Wachtmeister ab. Der 31. Januar 1945 war ein bitterkalter Morgen mit viel Schnee. Früh um 6 waren die Straßen von Marbach nach Erfurt noch nicht geräumt und wir stapften durch den tiefen Schnee zur Straßenbahn.

Die Straßenbahn war gut besetzt, die Leute fuhren zur Arbeit. Sie schauten uns an und dann schnell weg. Sie ließen keine Regung erkennen. Ein Polizist mit einer Zwölfjährigen mit dem Stern. Haben sie darüber nachgedacht oder interessierte sie es nicht? Ich glaube Letzteres.

Bei der Gestapo angekommen, übergab mich der Wachtmeister, und ich kam in einen großen Raum, wo schon andere Juden, ältere Männer und Frauen und ein paar junge Mädchen sich aufhielten. Wir wurden dann aufgerufen, registriert, das Geld wurde abgegeben. Ich hatte Ohrringe, die musste ich natürlich auch abgeben.

Es war wohl der Sammelpunkt für die letzten Juden, die deportiert wurden, um Thüringen judenfrei zu machen – zu einem Zeitpunkt, als Auschwitz schon befreit war und die Alliierten die deutschen Grenzen überschritten hatten.

Es ist die Ironie des Schicksals, dass ich heute vor Ihnen eine Rede halte, in dem Gebäude, in dem ich vor 80 Jahren abgeliefert wurde. Es ist für mich eine Genugtuung, als Überlebende und freier Mensch hier auftreten zu können.

Am Nachmittag zwischen 16 und 17 Uhr mussten wir dann unter Bewachung mit Hunden zum Bahnhof laufen. Die Menschen auf den Bürgersteigen haben uns angeschaut und sich weggedreht. Keine Regung.

Am Bahnhof angekommen, mussten wir einen alten Personenzug besteigen. Da die Plätze nicht ausreichten, habe ich auf dem Boden sitzen musste.

Auf dem Bahnsteig hatten sich einige Angehörige eingefunden, auch Onkel und Tante, und gaben mir noch eine Woldecke und etwas zum Essen. Dieses Zusammentreffen hat die Bewacher gestört. Sie haben geschrien: „Wenn diese Leute nicht sofort den Bahnsteig verlassen, wird geschossen.“ Es flossen viele Tränen.

Wir waren dann fast drei Tage unterwegs. Ich kam mit den Erwachsenen ins Gespräch, und als ich erzählte, was der Wachtmeister über Theresienstadt gesagt hat, wurde ich brutal aufgeklärt. Sie sagten, wir werden alle getötet. Ich war zwölf Jahre und ein halbes.

Unterwegs haben wir Karten geschrieben und diese in der Nähe von Bahnhöfen aus dem Zug geworfen. Ich habe zwei Karten geschrieben. Sie sind beide in Marbach angekommen. Auf der ersten Karte steht: „Es geht mir gut, ich komme nicht wieder, es ist alles gelogen. Viele Grüße und tausend Küsse an Mutti.“

In Theresienstadt durften wir einmal im Monat schreiben. Diese Post wurde nie befördert, ist nie angekommen.

Nach einem längeren Fußmarsch sind wir dann mit dem Gepäck in Theresienstadt direkt angekommen.

Zuerst ging es in die Schleuse, das Gepäck wurde uns abgenommen, durchsucht und entnommen, was diejenigen, die das durchsuchten, interessierte. Wir mussten uns ausziehen, die Haare wurden abgeschnitten, wir mussten duschen und die Kleidung wurde desinfiziert. Wir bekamen unser Gepäck zurück und wurden über andere Häftlinge informiert, zu welchen Unterkünften wir zu gehen haben.

Wie lebte ich in Theresienstadt? Ich war allein auf mich gestellt, hatte keine Bezugsperson und fühlte mich furchtbar einsam.

Das Leben im Ghetto war vor allen Dingen geprägt von ständigem Hunger. Wir bekamen ein kleines Stückchen Brot für drei Tage, einen Riegel Margarine und ein Beutelchen Zucker. Zu Mittag ging man zur Kaserne mit einem Kochgeschirr und bekam dort etwas Suppe und hoffte, dass der Ausgebende etwas tiefer aus dem Topf schöpfte, damit es nicht nur Wasser war. Typisch für Theresienstadt war, dass viele Menschen unterernährt waren und dadurch anfälliger für Krankheiten, und starben.

Zum ständigen Hunger kam als nächste Plage das Ungeziefer, Flöhe, Wanzen und so weiter. Auch Läuse waren oft darunter. Nach ein paar Wochen durfte ich dann in das Mädchenheim umziehen.

Aber ich möchte vorher noch an das schlimmste Erlebnis in Theresienstadt erinnern. Das war für mich, als die Transporte aus dem Osten mit Häftlingen ankamen, die sehr lange unterwegs waren, schwer krank oder schon tot. Diese Bilder werde ich aus meinem Gedächtnis nie verbannen können.

Mein Leben wurde dann etwas leichter und geordneter, als ich nach zwei Monaten in das Mädchenheim kam. Hier hatten wir Betreuerinnen, die sich aufopferungsvoll um uns gekümmert haben.

Die ständige Angst, die uns begleitete – neben dem Hunger und den anderen Dingen, dass man bei Krankheit keine Betreuung haben konnte – war die Angst vor Transporten in andere Lager; denn Theresienstadt war nicht für Massentötungen eingerichtet. Es war ein Sammellager für den Transport in die Gaskammern von Auschwitz. Man sagte, Theresienstadt ist der Vorhof zur Hölle.

Wir hatten das Glück, dass zu diesem Zeitpunkt nach dem Osten in die Vernichtungslager keine Transporte mehr möglich waren.

Aber ein Gerücht machte sich schnell breit in Theresienstadt, als an den Bergwällen gearbeitet wurde. Man erzählte Gemüselager. Die Tatsache war, dass die Erfurter Firma Topf & Söhne den Auftrag hatte, dort Gaskammern zu bauen. Auf keinen Fall sollten die noch lebenden Juden lebend befreit werden.

Vertreter des Roten Kreuzes konnten in Verhandlungen mit der SS erreichen, dass am 5. Mai Theresienstadt in die Verwaltung des Roten Kreuzes übergeben wurde. Der Lagerkommandant Rahm verließ das Lager, wurde später gefasst und 1947 hingerichtet.

Am 8. Mai marschierten die Truppen der sowjetischen Armee in Theresienstadt ein. Wir waren endlich befreit. Die Freude war groß, wir haben gesungen und mussten nicht mehr hungern.

Doch es gab große Probleme. In Theresienstadt war Typhus ausgebrochen. Das Lager durfte nicht verlassen werden. Es war streng bewacht, damit die Epidemie nicht in das Land getragen wurde. Eine stationierte sowjetische Sanitätskolonne leistete aufopferungsvolle Arbeit, und trotzdem sind viele an der Krankheit gestorben und konnten die Freiheit nicht genießen.

Vor vielen Überlebenden stand jetzt die Frage: Wo kann ich hin oder wo soll ich hin? Die meisten hatten kein Zuhause mehr, und außerdem gab es keinen Transportraum. Und wie soll ich unter den Deutschen weiterleben, die uns so viel angetan haben?

Wir Mädchen vom Mädchenheim hatten uns geschworen, in Deutschland kann man nicht weiterleben. Wir gehen nach Palästina oder in die USA. Und nur wenige sind in Deutschland geblieben.

Wir Thüringer hatten großes Glück. Am 9. Juni stand ein großer Bus mit Anhänger in Theresienstadt, um uns abzuholen. Angehörige hatten diese Rückreise mit den Erfurter Verkehrsbetrieben organisiert. In Erfurt angekommen, nahm ich mein Köfferchen – ich glaube, wir sind am Anger angekommen – und lief nach Marbach.

Dazu noch etwas, was auch interessant ist. Mein Onkel hatte Ende Mai an den amerikanischen Stadtkommandanten von Erfurt geschrieben, ihm meine Zuführung zur Gestapo geschildert sowie die Tatsache, dass es seit Februar kein Lebenszeichen mehr gab. Er schreibt: „Ich erhebe Anklage und fordere Bestrafung der Beteiligten“, und nennt Namen.

Es waren nicht wenige, aber nicht genug, die gekämpft haben, um die grausamen Vernichtungen zu verhindern.

Der Schauspieler Michael Degen hat ein Buch geschrieben und schreibt darin „Nicht alle waren Mörder“. Es ist wichtig, auch derer zu gedenken, die versucht haben, Juden zu verstecken, sie zu unterstützen mit Lebensmitteln und Ähnlichem, also versucht haben, das Leben etwas zu erleichtern.

So, wie ging mein Leben weiter? Ich möchte noch kurz darüber etwas sagen. Ich bin dann in Marbach in die 7. Klasse gegangen, mit riesigen Wissenslücken. Jeden Abend hat meine Mutti dann mit mir gelernt, und 1947 habe ich die 8. Klasse abgeschlossen.

Meine Mutter hatte ein Ziel. Sie sagt: „Du machst Abitur und studierst.“ Ihr Slogan war: „Denen werden wir es zeigen.“

Ich bin dann nach dem Schulabschluss als 15-Jährige nach Weimar zur Landesschulbehörde gefahren. Und dort wurde mir empfohlen, eine Internatsschule zu besuchen, weil ich als Schülerin mit so riesigen Wissenslücken nie in Erfurt auf ein Gymnasium hätte gehen können. Ich wäre dort wieder der Exot gewesen.

Ich bin dann ein Jahr nach Schnepfental in die Salzmannschule, habe dort nochmal eine 8. Klasse absolviert, und danach wurde unsere ganze Klasse in die freie Schulgemeinde Wickersdorf bei Saalfeld verlegt. Dort habe ich nach vier Jahren ein gutes Abitur abgelegt.

Danach bin ich nach Berlin gegangen und habe an der Humboldt-Uni Jura studiert. Ich habe dann in Adlershof beim Bereich Rundfunk und Fernsehen [in der Rechtsabteilung als Juristin] angefangen. Das gehörte zur Deutschen Post, dieser Zweig, und habe dort bis zum Rentenalter gearbeitet.

Noch ein kurzer Ausblick. Seit 1948 gab es wieder brieflichen Kontakt mit meinem Vater. Er hat in Shanghai eine junge Wiener Jüdin kennengelernt und geheiratet und ist mit ihr 1947 in die Staaten ausgewandert. Er hat mir dann vorgeschlagen zu ihm zu kommen.

Das war zu damaliger Zeit sehr verlockend. Aber ich hatte so liebe Menschen, speziell Onkel und Tante in Marbach, die ich hätte verlassen müssen, und ich hätte das als undankbar angesehen und deswegen bin ich auch in Deutschland geblieben.

Nach 20 Jahren ist mein Vater das erste Mal wieder nach Deutschland gekommen. Und nach dem Fall der Mauer konnte ich ihn in regelmäßigen Abständen besuchen, und er ist mit 87 Jahren in meinen Armen in Kalifornien gestorben.

Wenn ich heute als Zeitzeuge über mein Leben berichte, kann ich oft nicht fassen, was das deutsche Volk geduldet hat. Sechs Millionen Juden, davon 1,5 Millionen Kinder, wurden ermordet. Sie wurden am helllichten Tage aus der Nachbarschaft weggebracht.

Ignatz Bubis hat einmal gesagt: „Es war nicht eine Clique von Nazis, die gemordet haben, sondern ein System, das nur funktionierte, weil viele mitgemacht haben.“

Das Schweigen der Welt, auch des Papstes, ließ den Holocaust zu. Das Denkmal am Tiergarten und die Stolperstein-Initiative sind wichtige Meilensteine gegen das Vergessen. Und wir dürfen nicht zulassen, dass Holocaust-Gegner über die modernen Medien ein Sprachrohr haben, um Antisemitismus und Fremdenhass zu verbreiten.

Wir alle tragen Verantwortung und müssen die Stimme gegen rechtsradikales Gedankengut erheben.

Wir müssen uns für eine bessere Welt engagieren.

Wir gedenken heute der Millionen Opfer des Faschismus aus ganz Europa.

Sie sind nicht vergessen. Sie leben in unseren Herzen fort.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit und ich würde Sie bitten, sich kurz zum Gedenken an die Opfer zu erheben.